Erkennen und Handeln im Gewebe der Naturreiche oder woran krankt der Wald? II.

Jochen Bockemühl

Teil II. Lebenswirkungen und wie man mit ihnen umgeht - Wirkungen der Unternatur und deren Bedeutung - Grenzbildungen und seelisches Wirken - Die Entwicklungsweise der Natur wird mehr und mehr Ausdruck der Sinngebung des Menschen.

3.4 Die Ebene des Lebens

3.4.1 Naturwissenschaft und die Frage nach dem Leben

In einer Podiumsdiskussion mit berühmten Professoren in Tübingen ging es schon vor über 30 Jahren um die Frage nach dem lebenden Organismus. Man hörte dann entweder: «Wir wissen nicht, was ein lebender Organismus ist. Das herauszufinden sehen wir nicht als Aufgabe der Wissenschaft an. Wir untersuchen nur *Erscheinungen am lebenden Organismus*» – (den man als solchen offensichtlich anerkennt). Oder man hörte: «Organismen sind natürlich entstandene komplizierte Mechanismen. Es wird nur eine Angelegenheit der Zeit und des Aufwands sein, sie im Einzelnen als solche zu erklären.» Heute würde man vor allem die 2. Antwort hören. Die Erfolge der modernen Genetik scheinen dieser Denkweise Recht zu geben.

Die Frage nach dem Mechanismus ist in der Weise gestellt, daß man einzelne Dinge betrachtet, die äußerlich aufeinander wirken. Selbst der Begriff der «Vernetzung» in der Ökologie wird im wesentlichen so gebraucht. Eine solche Betrachtung allein führt zu immer zahlreicheren interessanten Beziehungen, aber nicht zu der Einheit des Organismus. Es ist die Haltung des «externen Beobachters», der sich als Unbeteiligter auffaßt und ganz objektiv daneben stehen bleiben möchte.

Von der Fragerichtung hängt es aber ab, was man findet. Fragt man in der angedeuteten Weise, so wird man immer nur das finden, was Mechanischem analog ist. Worin die Gesamtkomposition eines Organismus und ihr innerer Bezug zur Umgebung besteht, kann in dieser Blickrichtung nicht gefunden werden. Diese werden indessen stets stillschweigend vorausgesetzt. Wenn man z. B. von den «Erbeigenschaften» einer Pflanze spricht, dann rechnet man eben selbstverständlich mit dem Lebenszusammenhang der Pflanze, in dem diese Eigenschaften auftreten.

Auf die *Tatsache des Lebens*, die durchaus mechanische Aspekte haben kann, stoßen wir unmittelbar, wenn wir uns angesichts des sterbenden Waldes in unserer eigenen Lebensgrundlage betroffen fühlen. Hier stehen wir nicht außerhalb. Was wir in uns als Leben erahnen, hängt offensichtlich zusammen mit dem, was um uns herum vorgeht in der Landschaft, im Jahreslauf und mit dem, was wir in den Organismen als wirksam erleben. Aus dem Erahnen dieses verbindenden Elementes entstand immer wieder der Ruf nach einer ganzheitlichen Erkenntnisweise.

Eine solche erscheint heute umso dringlicher, als uns das lebendige, Zusammenhänge schaffende Element nicht nur im Denken und Erleben entgleitet, sondern auch im Naturzusammenhang nicht mehr einfach vorausgesetzt werden kann.

Was ist das eigentlich, was wir Leben nennen? *Sichtbar* ist uns eine Pflanze nur in verschiedenen Erscheinungsformen. Wir erfahren ihr Wachstum in einer Folge von Formen, die einander ausschließen, d. h. in der Zeit. Eine Form löst die andere in der Erscheinung ab. In unserem Denken verbinden wir die vergangenen, nicht sichtbaren Formen mit der gegenwärtigen, und finden darin eine auf die Zukunft hinweisende Richtung.

Das Leben nehmen wir also nicht in der jeweils sichtbaren Form wahr, sondern in der denkenden Tätigkeit, die in uns die Erscheinungsformen der Pflanze verbindet. Damit haben wir Anteil am Leben der Pflanze, das sich *als solches* nur in seinen «Fußstapfen» zeigt.

Normalerweise verschlafen wir diesen Vorgang und tun das erst recht, wenn wir beispielsweise durch einen Film das Wachstum «sichtbar» machen. Wachsen würde darin bedeuten, das außen und innen Erfahrene zu unterscheiden, und ihr jeweiliges Verhältnis ins Auge zu fassen:

Die Sinnesdinge sind immer schon fertig, wenn wir sie sehen. Bewußtsein von ihnen entsteht in der fertigen Vorstellung. Wenden wir uns deren Entstehungsweise und ihrem Werden zu, so kommen wir durch die innere Erfahrung unserer Denktätigkeit an das unsichtbare Leben der Pflanze heran. Die Einzelerscheinung wird zum Bild, durch welches das Leben innerlich sprechen kann. Aber nicht der vorgestellte Entwicklungsablauf oder die punktuell gedachten Einzelfunktionen machen das Leben aus, sondern nur das jeweils in der verbindenden Tätigkeit des Denkens Erlebte.

Darin liegt die Schwierigkeit für das moderne Bewußtsein: daß ein das Leben erfassendes Erkennen sich nicht distanzieren kann von seiner eigenen Tätigkeit, ohne das Wesentliche zu verlieren.

Eine andere Schwierigkeit liegt darin, daß wir Klarheit zunächst nur im Bewußtsein der Einzelheiten gewinnen, und wir einen Weg suchen müssen, um an ihnen in uns das Organ für das Leben zu wecken. Das geht nicht ohne eine Blickwendung auf das zunächst nur geahnte und durch uns jeweils im Anschauen herzustellende Ganze. Das heißt: Die Einzelheit muß zum Bild der Einheit werden. Wie wir anfangs am Beispiel der Wanderung über den Berg gezeigt haben, befindet man sich mit jedem Schritt in einem anderen, in sich vollständigen Raum, der in dem Maße ganzheitlich erlebt werden kann, in dem man sich selbst hineinstellt. Sich selbst hineinstellen bedeutet aber: die nach außen gerichteten Willensbezüge und die von innen her erfahrenen geistigen Bezüge situationsgemäß in sich zu vereinen.